

JAN WEILER
DAS VOGELHAUS

JAN WEILER

DAS VOGELHAUS

ROMAN

HEYNE <

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2026

© 2026 by Jan Weiler

© 2026 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Umschlaggestaltung: Jana Jacobs Grafikdesign
Umschlagabbildung: unter Verwendung von Getty Images / iStock /

Boonchuay_Promjiam

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-44371-6

www.heyne.de

Jedes Mal, wenn er den Briefkasten öffnet, bekommt Leonard Beck Beklemmungen. Es könnte sein, dass ihm dann etwas Schwieriges, Unangenehmes, möglicherweise Bedrohliches entgegenfällt. Aus diesem Grund sieht er nicht besonders häufig nach seiner Post.

Natürlich weiß er, dass er damit keine Probleme löst. Er schiebt deren Auftauchen bloß auf oder vor sich her und empfindet dies als Akt der Selbstwirksamkeit. Der Gedanke, dass ein Brief auch gute Nachrichten verkünden kann, kommt ihm nicht. Es existieren in seinem Leben nur zwei Sorten von Briefen. Die eine enthält Werbung. Und die andere maschinell unterschriebene Mitteilungen, die meistens darauf hinauslaufen, dass er etwas bezahlen soll. Im günstigsten Fall muss er bloß etwas abheften, oder im Umschlag steckt eine Wahlbenachrichtigung mit grauen, leberwurstfarbenen oder blassgelben Seiten.

Persönliche Schreiben bekommt er kaum, wenn man von den Geburtstagsgrüßen der Sparkasse und jenen eines unverdrossenen Weinhändlers absieht, der ihm seit sechs Jahren gratuliert, weil Leonard beim ersten und einzigen Kauf eines Kartons spanischen Rotweins seine Daten dort preisgegeben hat. Umso überraschter ist er, als er an einem Samstag Ende Oktober die Klappe seines Briefkastens öffnet und zwischen der neuen Ausgabe von *Theater heute*, der Werbung für einen Blumenladen und einem Schreiben seiner Bank einen Brief von seiner Mutter vorfindet.

Er dreht ihn um und wieder um und nimmt zur Kenntnis, dass sie nicht nur ihre vollständige Adresse auf die Rückseite gesetzt, sondern auch seinen Namen ausgeschrieben und mit dem Zusatz »Herrn« versehen hat. »Herrn Leonard Beck« steht da.

Sie hat den Brief handschriftlich und dennoch so akkurat adressiert, dass man beinahe meint, gedruckte Buchstaben zu lesen. Die Marke ist an der exakt richtigen Position platziert. Seine Mutter hat alles korrekt machen wollen, um nicht auch nur das geringste Risiko einzugehen, dass ihre Nachricht nicht befördert, falsch befördert oder gar wegen eines Formfehlers zurückbefördert wird. Man sieht dem Brief an, dass die Absenderin nicht häufig welche schickt.

Nachdem Leonard den Umschlag eine halbe Minute lang betrachtet hat, legt er ihn mitsamt dem Magazin und der anderen Post zurück in den Kasten. Er ist sicher, dass sie ihm etwas Furchtbares schreibt, und er will die Lektüre hinauschieben. Sonst hätte sie anrufen können. Was sie nie macht.

Zwar ist der Kontakt zwischen Leonard und seinen Eltern nicht abgerissen, aber er beschränkt sich auf das Nötigste. Der Sohn kommt noch ein oder zwei Mal im Jahr in sein Elternhaus, meistens an Weihnachten. Dann reist er Heiligabend an und spätestens am folgenden Nachmittag wieder ab. Dazwischen liegen abzüglich des achtstündigen Schlafes in seinem alten Zimmer etwa sechzehn Stunden gemeinsam verbrachte Lebenszeit, während derer sein Vater mit buchhalterischer Genauigkeit berichtet, wer zuletzt alles in der Nachbarschaft abgekratzt ist, wie er lakonisch und mit einer gewissen Verachtung formuliert, als hätten die Leute irgendwas verkehrt gemacht und seien zum Opfer ihrer Dummheit geworden. Frau Halmer, Treppe runter-

gefallen, Oberschenkelhalsbruch, zwei Wochen Krankenhaus, tot. Herr Gernisch, weiß man nicht, warum, aber der war ja im Grunde schon die letzten dreißig Jahre tot. Frau Dings, wie hieß die, mit dem Mann mit dem roten Auto, die früher immer nach Jugoslawien gefahren sind mit ihrer Tochter, die den Italiener geheiratet hat. Jedenfalls: Krepps.

Während sein Vater die erfolgreiche Arbeit des Schnitters in den vergangenen Monaten bilanziert, schleppt die Mutter unentwegt Plätzchen und Tassen und Untertassen und Kuchen oder lieber was Herzhaftes an den Couchtisch. Seit ein paar Jahren wird diese Unrast von einem leicht pfeifenden Atemgeräusch begleitet. Den durchgelatschten Läufer, den sie dabei ständig überquert, nennt Leonard deshalb im Geiste »Seufzerbrücke«.

Leonard bringt das Altglas weg, kauft ein paar Kleinigkeiten ein und geht spazieren, weil er auf diese Weise das Öffnen des Briefes hinauszögern kann. Dabei ärgert er sich über sich selbst. Was immer in dem dünnen Brieflein stehen mag, es ist wichtig, weil seine Mutter sich die Mühe gemacht hat, es zu schreiben, anstatt anzurufen oder eine Mail zu schicken. Was sie auch nie macht. Es ist unfein von ihm, auf diese Geste nicht sofort zu reagieren. Er behandelt den Brief wie ein unaufgefordert eingesandtes Manuskript, was er bei genauer Betrachtung auch ist. Aber immerhin von seiner Mutter. Mama. Wenn dir deine Mama schreibt, kannst du schon mal alles stehen und liegen lassen. Denkt er und ahmt dabei im Kopf die Stimme seines Vaters nach.

Aber nun ist er plötzlich vier Kilometer von dem Brief entfernt. So weit ist er mit seinen Einkäufen gewandert, bloß um nicht wieder vor seinem Briefkasten zu stehen.

Er bekommt Schuldgefühle, ein deutliches Empfinden von Unzulänglichkeit. Und nun muss er eine halbe Stunde zurücklaufen, in der er sich vorstellt, dass er den verdammten Brief womöglich schon seit Mittwoch im Kasten liegen hat. Das letzte Mal hat er montags oder dienstags nachgesehen, wahrscheinlich Dienstagabend, als er aus Weimar nach Hause gekommen ist. Der Brief kann also schon vor drei Tagen eingetroffen und somit vor einer ganzen Woche abgeschickt worden sein. Seine Mutter schreibt einen Brief. Und er geht seelenruhig spazieren. Wobei das mit der Seelenruhe ja gar nicht stimmt.

Leonard beschleunigt seinen Schritt und spürt, wie der Griff der Einkaufstüte in seine Hand schneidet. Er schließt die Haustür auf, dann den Briefkasten und nimmt den Inhalt heraus. Er ruft den Fahrstuhl und fährt in die fünfte Etage, in der einen Hand die Post, in der anderen Hand die Tüte und den Schlüsselbund, der ihm vor der Wohnung runterfällt. Er stellt die Tüte ab, dabei gleitet ihm auch noch die Post aus der anderen Hand, und er lacht über sein Ungeschick. Er findet, dass seine Trotteligkeit tatsächlich ein kleines Talent ist.

In der Wohnung bringt er alles in die Küche und stellt die Tüte auf den Esstisch. Er hängt die Jacke auf, lässt einen Espresso raus und setzt sich vor die Post wie jemand, der den großen Karton geöffnet und fünftausend Puzzleteile auf den Tisch geschüttet hat. Die Zeitschrift schiebt er nach links, die Werbung nach rechts. Dann öffnet er den Brief von der Bank, welche ihm mitteilt, dass man in sechs Monaten irgendwelche Onlinebanking-Zugänge neu gestalten werde. Seine Zustimmung zum Verfahren könne er bis dahin auf der Homepage der Bank erteilen oder gerne auch anrufen,

wenn er Fragen habe. Er legt das Schreiben zur Werbung und betrachtet die akkurate Handschrift seiner Mutter.

Der Inhalt des Umschlags ist dann gar kein richtiger Brief, sondern ein gefalteter Ausriss aus der Tageszeitung. Darauf klebt eine Haftnotiz, und auf der steht: »Wir dachten, das interessiert Dich vielleicht. M+P«. Leonard zieht die Notiz von der Zeitung, und darunter befindet sich eine Anzeige mit Foto. Zu verk. Haus, 4 Z., Keller, Garten, Garage, renov.bd. oder Abriss, 112 qm Whnfl, 300 qm Gart mit Obstb. Süds. Das Bild ist zu grob gerastert, um dem Betrachter einen validen Eindruck der Immobilie zu verschaffen, aber Leonard erkennt das Haus sofort, und ebenso unmittelbar fährt ihm ein Blitz durch den ganzen Körper.

Der Staub. Die Dunkelheit. Und das Geschrei. Und wie sehr er sie gefürchtet hat. Wie sein Herz jedes Mal schlug, wenn er durchs Wohnzimmer musste. Und die Erinnerung an die ädrigen Knöchel des Alten. Rein nichts an den Bildern, Gerüchen und Geräuschen, die ihm durch den Kopf gehen, fühlt sich angenehm an. Leonard kommt es so vor, als müsse er noch einmal im Keller des Hauses tief einatmen. Was er damals immer vermieden hat. Bis auf ein Mal. Da hat er dann doch die modrige Luft, diesen klammen erdigen Muff eingesaugt, die Augen aufgerissen, starr vor Überraschung und Entsetzen, bevor er endlich die Treppe hochjagte.

Aber Leonard will sich nicht in diesem Albdruck verlieren. Er leckt sich über die Lippen, stellt die Tasse ab und sieht das Bild genauer an. Falls es aktuell ist, hat sich rein gar nichts verändert. Der graubeige Putz. Zwei Stufen bis zur Haustür, links die Waschbeton-Auffahrt und die nach heutigen

baulichen Maßstäben zu schmale Garage, rechts ein hässlicher kackbrauner stacheliger Busch, der sommers wie winters kleine Blättchen trägt.

Leonard hat seit Jahren nicht mehr an das Haus gedacht und auch nicht an dessen Bewohner. Aber je länger er das Foto betrachtet, desto größer wird seine Neugier. Wie es darin wohl aussehen mag? Ob es leer steht? Ob Schwabe bis zum Ende darin gelebt hat oder schon länger tot ist? Ob es zwischendurch womöglich jemand anders bewohnt hat? Ob die riesigen Haken noch in der Decke sind? 190 000 Euro.

Er vermutet, dass das weniger der Preis für das Haus ist, sondern eher der für das Grundstück, gemindert um die Kosten für den Abriss des Hauses. Ein frei stehendes Siedlungshaus, erbaut in den Vierzigerjahren, vielleicht auch Ende der Dreißiger. Davon gibt es viele in der Gegend, und sie fügen sich in ihrer Kleinbürgerlichkeit auf eine beinahe natürliche Art und Weise ein in die geduckte niederrheinische Landschaft mit ihren feuchten Wiesen und schiefen Weidezäunen. Das Haus ist derart unbesonders, dass Leonard sogleich annimmt, dass es niemals verkauft werden wird. Außer an jemanden, der dazu eine Beziehung hat. Und wer hat das schon.

Außer ihm.

Da wird ihm klar, dass seine Mutter ihm die Anzeige geschickt hat, weil sie wohl denkt, dass es ihn reizen könnte, das Haus zu kaufen. So steht es auf der Notiz, und die Doppeldeutigkeit des kurzen Satzes wird ihm erst jetzt bewusst. »Wir dachten, das interessiert Dich vielleicht.«

Was für eine absurde Annahme. Als ob er jemals zurück-

gehen würde. Und dann noch ausgerechnet in dieses Haus. Er kann sich nichts Fernliegenderes vorstellen als diesen Gedanken. Er faltet das Zeitungspapier und legt es auf den Küchenblock. Da bleibt es für den Rest des Wochenendes liegen, weil er das Haus nicht noch einmal anschauen mag und auch nicht weiß, wie er auf den Brief reagieren soll.

Am nächsten Tag wird er entlassen. Das hat sich in den vergangenen Monaten angekündigt, jedenfalls überrascht es Leonard nicht. Es ist die zweite Spielzeit eines berühmten österreichischen Intendanten, und zwei Saisons haben ausgereicht, um sich kennenzulernen und die gegenseitige Abneigung zu verstetigen. Und deshalb fliegt Leonard jetzt raus. Dies ist bei Intendantenwechseln am Theater nicht ungewöhnlich und betrifft Regisseure und Regisseurinnen, Ensemblemitglieder sowieso und natürlich auch Dramaturgen wie Leonard.

Er hat seit seinem Studium nie woanders gearbeitet als an diesem Theater, er hat zwei Intendanten und eine Intendantin kommen und gehen sehen und in knapp zehn Jahren jede Erneuerungswelle im Haus unbeschadet überstanden. Er entwickelt Spielpläne, formt aus gut gehenden Romanen gut gehende Theaterstücke, bearbeitet Klassiker, die Qualität seiner Arbeit und seine Person standen bisher nie infrage. Genau das scheint zu sein, was den neuen Intendanten an Leonard stört. Und so eröffnet der ihm in seinem Büro, dass er bei Leonard immer ein wenig das Gefühl habe, mit einem barocken Möbelstück zu sprechen, mit einer outgedateten Kommode, die auf eine geradezu ärgerliche Weise immer noch funktioniere, aber schon lange keine Begeisterung mehr auslöse. Er brauche in Zukunft jemanden, der

ihn herausfordere, vollkommen neue Schubladen anbiete. Leonard sei fassungslos machend gemütlich und darüber hinaus so entsetzlich am Publikum orientiert.

Letzteres empfindet Leonard zu Recht als Beleidigung, denn es ist ihm durchaus daran gelegen, das Blut der Abonnentinnen und Abonnenten zum Kochen zu bringen. In der letzten Saison hat er das geschafft, indem er den *Faust* von einem belgischen Regisseur mit einer Laiengruppe aus dem Kongo in deren Landessprache Lingala und in britischen Uniformen aus dem Ersten Weltkrieg auf die Bühne gebracht hat. Die Kritik hatte bemängelt, dass man praktisch kein einziges Wort der goetheschen Dialoge habe verstehen können. Leonard konterte mit dem Hinweis, dass jeder den *Faust* auswendig kenne und man ihn daher gar nicht verstehen müsse. Es hatte Proteste und Buhrufe gehagelt, und Leonard war ganz sicher davon ausgegangen, seine Stellung im Haus auf diese Weise deutlich gefestigt zu haben. Das ist aber ein Irrtum.

Der Intendant sagt, dass Leonards Vertrag über die gerade begonnene Spielzeit hinaus nicht verlängert werde und er nun auch nicht wisse, was er noch mit ihm anfangen solle. Er habe jedenfalls keinen Bock mehr auf ihn. Er möge Urlaub nehmen. So bis Mai. Oder sich krankmelden oder was immer man dann mache. Er könne sich auch nach Art eines preußischen Offiziers selbst fusilieren, ihm scheißegal, was an gähnend langweiliger Bourgeoisie in ihm schlummere.

Leonard fragt den Intendanten, was genau er mit dieser Kommoden-Metapher meine, und der Intendant, der sich nicht weiter mit Leonard Beck beschäftigen mag, entgegnet ostentativ genervt, dass er keine Lust mehr habe, mit

Leuten zu arbeiten, die niemals aus ihrer Komfortzone herauskämen.

»Und was war mit *Faust*?«, fragt Leonard, worauf der Intendant seine Brille abnimmt und ihm mitteilt, der *Faust* sei a Schas gewesen. Überhaupt sei das Theater tot und man müsse was ganz anderes machen, die Bühne neu denken. Das Publikum rausschmeißen und die Schauspieler auch, eigentlich die Kunst endlich von der Kunst abschälen. Verstehst? Naaa! Da weiß Leonard, dass seine Zeit abgelaufen ist. Er steht auf und verlässt grußlos das Theater, das bis vor wenigen Minuten sein einziger Lebensinhalt gewesen ist.

Wenn Leonard die Wahl zwischen einem Flug und einer Bahnfahrt hat, wählt er grundsätzlich das Flugzeug. Nicht, weil er damit schneller das Ziel erreicht, sondern weil ihm die Wahrscheinlichkeit von Ungemach geringer vorkommt. Ein Flug kann Verspätung haben, aber die Gründe dafür erscheinen ihm plausibler als bei der Bahn. Dort findet er so etwas banal und ärgerlich. Und: Selbst ein verspätetes Flugzeug verfügt über intakte Toiletten. Zwar hat er noch nie eine in einem Flieger aufgesucht, aber auch noch nie davon gehört, dass eine nicht funktioniert hätte. Insgesamt hält er Fliegen für komfortabler und weniger gefährlich als Fahren.

Was auch damit zu tun hat, dass man im Flugzeug kaum bestohlen wird. Im Zug hingegen gibt es Diebe. Typen, die an Bahnhöfen zusteigen, blitzschnell Koffer an sich nehmen und damit vor der Abfahrt wieder den Zug verlassen. Oder solche, die sich der Taschen von Mitreisenden bemächtigen, wenn diese im Zugrestaurant sitzen, was Leonard deshalb nicht macht. Oder jene, die darauf warten, dass man einschläft, um einen dann auszurauben.

Eine seiner frühesten Lektüren war *Emil und die Detektive*, und der Dieb – ein sinister Herr Grundeis – ist ihm nie wieder aus dem Kopf gegangen. Vielleicht lag das an der Illustration des Verbrechers im Buch, vielleicht auch an der Mühelosigkeit, mit der dieser die mit einer Nadel im Mantel des vorsichtigen Emil befestigten Banknoten

entwenden konnte. Stiekum, wie sein Vater so ein Vorgehen nennt.

Leonard fühlt sich in Zügen nicht wohl und fliegt lieber. Klima hin oder her. Fliegen findet er fortschrittlicher, da ist auch die Überwindung der Schwerkraft und die Ingenieurs-tätigkeit im Cockpit. Und natürlich ist man schneller, das steht ja ohnehin außer Frage.

Leonards Zug braucht knapp fünfeinhalb Stunden von Berlin in seine Heimatstadt. So spontan, wie er sich zu der Reise entschlossen hat, wäre der Flug mehr als dreimal so teuer gewesen. Sein Entschluss, mit der Bahn zu reisen, wurde zudem von dem Gedanken unterstützt, dass er auf diese Weise Zeit gewinnt. Ihm bleiben fünf Stunden, um sich eine Antwort auf die Frage seines Vaters auszudenken, warum er überhaupt nach Hause gekommen sei. Es sei ja gar nicht Weihnachten.

Er hat sich nicht bei seinen Eltern angemeldet, sondern ist ganz plötzlich nach dem Aufwachen zu dem Entschluss gelangt, einen Koffer zu packen und zu ihnen zu fahren, so wie andere Leute von einer auf die andere Minute eine dringliche Reiselust auf Sizilien oder New York ergreift. Leonard war nie in der komfortablen Situation, so einem kapri-ziösen Drang nachzugeben, und da er das nun kann, weil er gerade bei vollen Bezügen freigestellt wurde, nimmt er nicht den ersten Zug mit dem Ziel Sonne oder Abenteuer, sondern jenen um neun nach neun Richtung Niederrhein, was zumindest Ende Oktober exakt das Gegenteil von Sonne und Abenteuer darstellt.

Vielleicht liegt es am Haus.

Leonard holt den Umschlag mit dem Zeitungsausschnitt aus seiner Jacke und betrachtet das bleiern wirkende Gebäude, ohne darauf etwas zu erkennen, das ihm Details über die Umstände des Verkaufs verrät. Die sind vielleicht nicht schwer zu erraten. Wie überall in seiner Heimatstadt hat es vermutlich mit dem Generationenwechsel zu tun. Die Erben wollen das Haus nicht. Was ihn an diesem Gedanken erstaunt, ist die Annahme, dass dort einmal Kinder gewesen sind. Dabei war das kein Ort für fröhliches Lachen, keiner für Farben, keiner für Kuchenduft. Aber es gab das Zimmer. Das schon. Das verbotene Zimmer.

Das Geschrei kommt ihm in den Sinn, Leonard spürt die Vibration in seinem Kopf. Es ist dasselbe Gefühl wie damals, wenn er das Wohnzimmer betrat. Und nein, Farben hat er dort nie gesehen, die waren mattiert von der Düsternis des stollenartigen Hauses. Alles dort ist in seiner zum Leben erwachenden Erinnerung brauner, grüner und grauer Film. Außer der Plastikwanne. Die war knallrot, das fällt ihm jetzt wieder ein. Und der Geruch? Überhitzter Staub roch so, dazu die Körner und der Abfall, der oft tagelang herumstand. Ein halb stumpfer, halb scharfer Geruch, der aus allen Ritzen und Winkeln der Möbel und den Falten der tonnenschweren Gardinen drang. Wahrscheinlich wog die Luft im Inneren des Hauses mehr als das eigentliche Gebäude mit seinen dünnen Klinkerwänden und einem Dach, dessen Ziegel schon damals längst vermoost, verdreckt und nicht mehr rot waren, sondern graubraun wie die Fensterrahmen und die Haustür. Wahrscheinlich würde sich eine energetische Sanierung nicht lohnen. Stinkende düstere Bruchbude. Und dennoch fährt

er hin, anstatt zum Beispiel mal nach Capri zu reisen. Oder nach Korfu.

Leonard reibt sich die Augen und versucht, sich mit dem Anblick Ostwestfalens abzulenken, der sich an einem die-sigen Oktobertag nicht sehr von dem des Niederrheins unterscheidet. In Köln wechselt er den Bahnsteig und ver-passt den RE10 Richtung Kleve, was ihm egal ist, weil einem alles immer egal wird, je weiter man nach Westen kommt. Er nimmt den nächsten Zug und sieht durchs Fenster da-bei zu, wie die Welt sich mit jedem Kilometer verzweigt, bis er schließlich in seinem Heimatort aussteigt. Danach hält der Zug noch in Aldekerk und Nieukerk, und dann ist man schon fast in Holland.

Er nennt im Taxi die Adresse seiner Eltern, und als er sie sagt, wird sie wieder seine eigene. Bis er zwanzig war, hat er dort gewohnt, und noch lange stand sie auf seinem Ausweis, denn er meldete sich ewig nicht an in Berlin.

Während dort andauernd überall etwas *passiert*, geschieht hier: gar nichts. Keine Baustellen, keine neuen Geschäfte, keine Aufregung jedweder Art. Vollkommener Stillstand. Als sie an einer von nur drei Ampeln auf dem Weg zu sei-nem Elternhaus anhalten, sieht Leonard, wie sich ein Blatt zaudernd von einem Ahornbaum löst und schwer und nass auf den Gehweg platscht, was hier am nächsten Tag in der Zeitung stehen würde, wenn irgendwer davon Notiz genom-men hätte. Aber es ist niemand da. Der ganze Ort schlum-mert. Wie eine dicke Zuckerrübe in den unendlichen und unergründlich schweren Feldern ringsum. Als habe man die kleine Stadt in einen riesigen Acker geschissen und ver-gessen.

Leonard denkt, dass er eigentlich bei Peerbooms vorbeifahren müsste, um seiner Mutter ein Stück Kuchen zu kaufen. Aber dann lässt er es bleiben. Vielleicht sind sie gar nicht da und er steht mit dem Kuchen vor der verschlossenen Tür. Seltsamer Gedanke. Seine Eltern sind immer da. Seine Mutter sowieso und sein Vater seit der Pensionierung vor zwei Jahren auch. Immer. Da. Nie. Weg. Und im Herbst fallen die Blätter. Ach. Platsch.

Er steht mit seinem Koffer vor dem Haus und lauscht, ob er seine Mutter hört. So hat er es die ganze Kindheit hindurch gemacht, wenn er aus der Schule kam. Hat auf dem Gehweg gestanden und den Kopf schief gelegt, um zu hören, ob die Maschine geht. Jetzt auch. Und tatsächlich hört er sie. Was für ihn bedeutet, dass er die Haustür nicht benutzt. Wahrscheinlich ist er öfter durch den Keller in sein Elternhaus gegangen als durch den eigentlichen Eingang, an dem es zwei Klingeln gibt. Eine für oben und eine für den Keller. Auf der für oben steht »Beck« und auf der darunter »Schneiderei H. Beck« und wiederum darunter »Eingang rechts«. Aber das wissen die Kundinnen und Kunden. Kein Mensch hat da je geklingelt, sie kamen einfach runter in den Keller.

Das Geräusch hört auf, die Maschine hält kurz an, wahrscheinlich wird seine Mutter etwas aufwickeln, Garn wechseln, oder sie muss den Stoff neu auflegen. Oder etwas anstecken, feststecken, neu stecken, abschneiden, zuschneiden, umdrehen oder einspannen. Leonard nimmt seinen Koffer, geht die Treppe an der Hausseite herab ins vergitterte Souterrain und öffnet die Tür. Der Geruch seiner Kindheit weht ihn an. Leder, Stoff, Kleber, Elektrizität, Appretur, etwas Kölnischwasser und Tee. Alles ein bisschen abgestanden und auch durch regelmäßiges Lüften nicht mehr zu

vertreiben. Das wäre auch nicht gut, denn Leonard liebt diesen Duft, und es gibt ihn nur hier. Eau de Beck. Seine Mutter ist gerade dabei, einen Hosenbund unter die Nadel zu schieben. Sie hat die Tür gehört, aber sie sieht nicht hin. Wenn Kunden kommen, grüßen diese immer zuerst, und so lange hat sie noch Zeit für ihre Arbeit. Nach vierzig Jahren freut man sich nicht mehr über jeden Auftrag, man nimmt nur jeden an.

Leonard Beck weiß, dass er etwas sagen muss, damit das Leben hier unten im Keller weitergeht, also tut er so, als sei er ein Kunde: »Hallo, Frau Beck, ich habe hier einen viel zu langen Anzug.«

Sie lässt die Hose fallen, dreht den Kopf zu ihm, strahlt ihn an und sagt: »Schlecht für den ersten Eindruck, aber gut für mich.« Dann steht sie auf und umarmt ihr Kind. So fühlt es sich für ihn jedenfalls an. Er könnte auch siebzig sein und sie hundert. Dann würde er sich trotzdem vorkommen wie ein kleiner Junge. Mütter umarmen einen anders. Sie stellt sich auf die Zehenspitzen und küsst ihn auf die Wange. »Warum hast du denn nicht angerufen? Papa hätte dich doch vom Flughafen abgeholt.«

»Ich bin mit dem Zug gekommen.«

»Das wäre ihm auch lieber gewesen. Er fährt nicht mehr so gerne längere Strecken. Du bist blass.«

Seine Mutter sieht ihn an, dann den Koffer.

»Bleibst du länger?«

»Ich weiß es noch nicht. Mal sehen.«

»Hast du was gegessen?« Er weiß, dass sie auf der Stelle anfangen würde, für ihn zu kochen. Und das möchte er nicht. Er möchte keinen Druck. Und für einen Moment bedauert er, dass er in den Zug gestiegen ist. Es ist bloß ein

kurzer Augenblick, in dem er denkt: Was mache ich hier eigentlich?

»Da wird der Papa aber gucken«, sagt sie und schaltet das Licht über der Nähmaschine aus.

»Musst du nicht arbeiten?«

Seine Mutter zieht den weißen Kittel aus, den sie bei der Arbeit trägt. Auch seit mindestens dreißig Jahren derselbe. Sie hat ihm einmal erklärt, dass sie es braucht, beim Nähen anders auszusehen. Sonst sei es bloß ein Hobby. Das hat er als Junge nicht verstanden, aber als er im Theater anfang, sah er, wie sich Schauspieler verändern, wenn sie Kostüm tragen. Dann sind sie im Beruf. Bei den Proben glaubt man ihnen manchmal nicht. Es ist auch nicht nötig. Aber auf der Arbeit müssen sie anders aussehen.

Heidi Beck geht durch die Tür und dreht sich um: »Gleich wird der Papa aber gucken«, sagt sie noch einmal. Leonard folgt seiner Mutter durch den Keller und die Treppe hoch. Alles eng und klein. Er hat das Gefühl, dass sein Elternhaus schrumpft. Jedes Mal, wenn er zu Besuch kommt, ist es wieder ein Stück eingelaufen. Als Kind fand er die Kellertreppe unheimlich und endlos. Dabei hat sie bloß elf Stufen.

Sie ruft: »Guck mal, was ich unten beim Aufräumen gefunden habe.«

Dann schiebt er sich in das Wohnzimmer seiner Eltern, in dem der Vater am Esstisch sitzt und ein Rätsel löst. Er könnte auch fernsehen, aber er würde nie um diese Zeit fernsehen, weil er das erst ab 18 Uhr macht. Vorher ist es schädlicher für die Augen. Das sagt nicht nur er, das sagen auch anerkannte Fachleute. Sagt er. Und die Augen, die brauchen wir noch. Er blickt hoch und sieht seinen Sohn verwundert an. Er lächelt aber nicht.

Manfred Beck kann lächeln, ohne dabei zu lächeln. Sein Gesichtsausdruck meint ein Lächeln, aber man kann es nicht sehen. Man erkennt es allerhöchstens an den Augenbrauen, die sich beim nicht lächelnden Lächeln heben. So wie jetzt. Er klickt auf seinen Kugelschreiber, legt ihn auf das Heft und erhebt sich, geht einen Schritt auf seinen Sohn zu und streckt die rechte Hand aus. Aber Leonard ignoriert das und umarmt seinen Vater. Nur kurz, nicht fest und ohne einen Kuss oder so etwas. Letzteres hat er mal vor Jahren ausprobiert, noch als Student. Da hat Beck senior sich verwundert die Wange abgewischt und gesagt, er sei doch kein Schwulinski. Danach hat Leonard nie wieder versucht, den Vater zu küssen, ihn aber immer kraftlos umarmt, schon auch, um ihn ein wenig zu irritieren, herauszufordern, vielleicht sogar zu ärgern. Jedes Mal spielen sie dieses Spiel: Der Vater streckt die Hand aus, der Sohn umarmt ihn und bekommt ein paar Irisch-Moos-Moleküle in die Nase.

»Ich hätte dich doch abgeholt.«

»Ich bin mit dem Zug gekommen.«

»Das wäre mir auch lieber gewesen als der Flughafen. Ich fahre nicht mehr so gerne die langen Strecken.«

Leonard lächelt. Die absolute Vorhersehbarkeit von allem in seinem Elternhaus hat ihn früher wahnsinnig gemacht, jetzt findet er sie beruhigend. Sein Vater sieht aus wie ein alter Mäuserich. Dünnes Haar, spitze Nase, kleiner Bauch. Er hat Mäuseeltern.

»Im Zug wird man beklaut«, sagt Maus Beck. »Hast du dein Portemonnaie noch?« Leonard weiß, dass er es noch hat, sonst hätte er das Taxi nicht bezahlen können, trotzdem greift er sich an die Brust und sagt: »Alles da.«

»Und wie bist du vom Bahnhof gekommen?«

»Mit dem Taxi.«

»Man gönnt sich ja sonst nichts«, sagt Herr Maus. Den Spruch hat Leonard lange nicht mehr gehört. Für seinen Vater ist er aber beinahe der Gipfel der Schlagfertigkeit.

»Man kann übrigens auch den Bus nehmen.«

»Der ist nicht gekommen«, sagt Leonard. Und er bereut schon wieder, dass er diese Reise gemacht hat. Er bemüht sich schon länger darum, seinen Vater liebend nachsichtig zu betrachten. Darin liegt eine gewisse Arroganz, aber andererseits ist es besser, als nun eine Grundsatzdiskussion über die Sinnfälligkeit von Taxifahrten zu beginnen. In Berlin fährt er oft mit dem Taxi.

»In Berlin fährst du wahrscheinlich oft Taxi.«

»Hin und wieder.«

Dann sitzen sie bei Kaffee und Dominosteinen. Seine Mutter hätte Kuchen bei Peerbooms geholt, wenn er sich mal angemeldet hätte.

Was die Bretter machten, fragt der Vater dann. Gemeint sind die Bretter, die die Welt bedeuten.

»Alles wie immer«, sagt Leonard, weil er nicht erzählen möchte, dass er soeben rausgeschmissen wurde. Er kann mit seinen Eltern nicht gut über seinen Beruf sprechen. Früher hat er das versucht und ihnen auch ein Theaterabo fürs Theater in Mönchengladbach geschenkt. Aber sein Vater ist da entweder eingeschlafen, oder er hat am Tag nach der Vorstellung in Berlin angerufen und sich darüber beschwert, dass im Rahmen der Aufführung von *Dantons Tod* kopuliert worden sei. Das sei eine Zumutung.

Leonard belässt es daher seit Jahren bei sehr schmalen Auskünften zu seiner Tätigkeit. Dem Vater genügt das, er

will gar nicht so genau wissen, mit welchen Sauereien sich sein Sohn beschäftigt. Manchmal denkt Leonard auch, dass sein Vater Angst vor ihm hat.

Seine Mutter legt eine Hand auf seine und sagt: »Es ist schön, dass du da bist. Und so überraschend. Ist es wegen dem Brief?«

Wegen des Briefes, denkt Leonard und sagt: »Er kam am Samstag an.«

»Frechheit. Ich habe ihn vor einer Woche eingeworfen. Ich habe schon gedacht, dass er gar nicht angekommen ist. Oder du bist verzogen.«

Verzogen.

»Nein, er ist Samstag gekommen. Und schon bin ich da.«

»Und? Hast du Interesse?«, fragt der Vater zwischen zwei misstrauischen Bissen in einen Dominostein, der ihm suspekt vorkommt. Es kann sein, dass die Dominostein-Qualität nachgelassen hat.

»Ich weiß nicht. Es war komisch, das Haus zu sehen. Und da dachte ich heute Morgen, dass ich auf jeden Fall lange nicht hier war. Und bin spontan in den Zug gestiegen.«

Sein Vater probiert ebenso spontan einen anderen Dominostein, seine Mutter gießt Kaffee nach. »Stell dir vor, das wäre was, wenn du es kaufst. Dann könntest du nach Hause kommen.«

»Also ich glaube kaum, dass ich dort einziehen würde«, sagt Leonard, und das Gespräch versiegt zwischen dem Dominostein-Geknabber des Vaters und dem Keuchen der Mutter.

Später hilft Leonard ihr, den Tisch abzudecken und das Geschirr in die Spülmaschine zu stellen. Er bringt seinen Koffer nach oben in sein Zimmer, das seine Mutter schon

vor langer Zeit zu einer Art Stofflager umfunktioniert hat. Das stört ihn nicht, im Gegenteil. Er hätte es viel seltsamer gefunden, wenn es noch genauso aussehen würde wie zu der Zeit, als er darin gelebt hat. Wie ein Museum.

So wie das Zimmer oben im Haus. Schwabe hatte den Jungen verboten, in die erste Etage zu gehen, aber dann haben sie gewettet, und Leonard ist hoch und hat es gesehen.

Ob es noch da ist?

Leonard zieht seine Jacke an und steckt den Kopf ins Wohnzimmer.

»Ich muss noch mal los.«

»Es wird dunkel«, sagt der Vater.

»Ich gehe nur mal kurz vorbei«, sagt Leonard. »Ich bin gleich wieder da.«

»Zieh einen Schal an«, sagt seine Mutter, und Leonard rechnet damit, dass sie aufsteht und ihm den Schal bindet.

»Du kannst eine Mütze von Papa haben.«

»Das wäre mir nicht so recht«, sagt der Vater. »Wer weiß, was der junge Mann aus Berlin mitgebracht hat.«

»Nimm deinen Schlüssel mit, der hängt am Bord«, ruft seine Mutter noch, dann ist Leonard schon aus der Tür.

Er hat es nicht weit zum Haus. Nichts ist hier wirklich weit. Gute sechzehn Minuten durch den schweigenden Ort, dann steht er vor dem dunklen Haus. Es ist nicht nur von innen düster, sondern auch von außen. Die Straßenlaterne davor ist offenbar kaputt. Herrn Schwabes Haus ist das einzige in der Straße, das praktisch keinen Lichtschein abbekommt,

es sieht dadurch doppelt aufgegeben aus, ein Leichentuch der Dunkelheit liegt darüber. Der seltsame Strauch zittert im Wind.

Leonard geht auf die Tür zu, dann drückt er die Klinke.

Zu seiner großen Überraschung war die Tür nicht abgeschlossen. Er hatte zweimal geklingelt und etwa eine Minute gewartet, an der Tür gehorcht und versucht, durch die braunen Scheiben irgendetwas – und wenn es nur ein Lichtschein war – zu erkennen. Ari hatte ihm zwar gesagt, dass Schwabe nicht an die Tür kommen werde, aber Leonard fand es seltsam, einfach so als völlig Fremder in das Haus einzudringen. Auch wenn genau das sein Auftrag war. Also klingelte er.

Um 14 Uhr Säuberung und Fütterung, möglichst auch Kontaktaufnahme mit dem Bewohner. Der nicht auf Klingeln reagierte. Wie Ari angekündigt hatte. Er hatte Leonard instruiert, gleich nach links in die Küche abzubiegen. Dort sei alles, was er brauche. Schwabe sitze meistens im Wintergarten. Um dort hinzugelangen, müsse man von der Küche ins Esszimmer und dann durch das dahinter gelegene Wohnzimmer zur überdachten Terrasse. Viel Spaß.

Leonard öffnete die Haustür einen Spalt. Sofort schlug ihm der warme stehende Heizungsgeruch aus dem Flur entgegen. Ein staubiger Gestank, der ihn verunsicherte, weil er noch nie so etwas gerochen hatte. Er sagte: »Hallo? Guten Tag?«, und als sich darauf nichts rührte, betrat er den dunklen Flur und tastete sich gleich links in die Küche, in welche zumindest etwas Licht durchs Fenster fiel. Es war noch hell draußen, aber der Herbst verdrängte schon den Tag. Bald würden die Uhren umgestellt, und dann ging es in einen Tunnel aus Graupel und Ungemach, wie Leonard fand.

In der Küche stapelten sich Schüsseln und Kästen und eine rote Plastikwanne. Auf der Anrichte lagen ein riesiges Schneidebrett und mehrere große Messer, daneben schwer aussehende Tüten. Die Küche wurde offenbar kaum zum Kochen benutzt, jedenfalls sah Leonard keine Pfannen oder Töpfe. Auf dem Boden standen Kartons mit Gemüse und Obst, daneben halb geöffnete Müllsäcke, aus denen ein diffuser Gestank in den Raum drang.

Er blickte sich um und ging dann ins Esszimmer, welches im Halbdunkel lag, weil die Rollläden des Fensters fast ganz geschlossen waren. Er zählte sechs mit dunkelgrünem Samt bezogene Stühle, die akkurat um einen ovalen Tisch standen, welcher mit einer dicken Staubschicht überzogen war. Hier hatte schon lange niemand mehr gegessen.

Auf der Kommode ein vergilbtes Deckchen und darauf gerahmte Fotos, die mit einem grauen Puder überzogen schienen, der die ohnehin blassen Farben der Aufnahmen nahezu komplett auslöschte. Aber er wagte nicht, die Bilder abzuwischen, und seine Neugier auf das Privatleben von Herrn Schwabe hielt sich in Grenzen.

An der Wand hingen drei von Schmutz ausgeschaltete Bilder; aller Bedeutung beraubt, geradezu ermordete Abbildungen von irgendwas. Leonard bemühte sich darum, nicht zu viel von der Luft zu atmen, in welcher allerhand Grobkörniges herumflog. Das war nicht einfach Staub, sondern auch beunruhigende größere Schwebeteile. Er konnte nicht erkennen, was das für ein Riesenstaub war. Der Dunst schien aber regelrecht in seine Lungen zu drängen, sodass er flach atmete und damit auch seine Furcht zu bezähmen suchte. Die nahm zu, als er ein Geraschel aus dem Wohnzimmer vernahm. Es war ein Reiben oder Kratzen oder Schürfen,

gerade so, als stünde einer hinter der Tür und führe mit einem Messer an seinem Hosenbein entlang. Ein Geräusch von einem, der keine Geräusche zu machen versuchte und dann mit dem Messer an die Naht des Hosenstoffes geraten war. Oder mit einer Jacke raschelte, weil er den Oberkörper drehte, um in eine günstige Angriffsposition zu kommen.

Oder Schwabe machte sich einen Spaß und wollte ihn erschrecken, das war der günstigste Fall, von dem Leonard aber nicht ausging. Es kratzte und scharrte ein weiteres Mal, und nun sagte Leonard so leise, dass er sich selbst kaum hörte: »Hallo? Herr Schwabe?«

Bereits das befremdliche Geräusch wäre ein plausibler Grund gewesen, einfach wieder zu gehen. Andererseits war bisher nichts Bedrohliches passiert. Und bei aller Vorsicht und Furcht vor einer nicht näher zu definierenden Gefahr war Leonard auch neugierig. Er blinzelte ins Wohnzimmer, konnte nichts erkennen, machte einen kleinen Schritt nach vorne, und dann schrie jemand. Es war ein unartikulierter schriller, angsterfüllter oder überraschter, vielleicht ein Schmerzensschrei, und er war so unfassbar laut, dass Leonard vor Schreck und grauenhafter Panik instinktiv umdrehte, um in Richtung der Küche zu laufen, dabei den Kopf nach hinten wendete, um zu überprüfen, ob ihm jemand folgte, dann wieder nach vorne sah und mit der Nase gegen die halb geöffnete Küchentür rannte. Tränen schossen aus seinen Augen, Blut aus der Nase, ihm wurde schwindlig, er sackte auf die Knie, und dann kam ein zweiter Schrei, noch lauter.

Leonard, wehrlos, seiner Orientierung beraubt und voller Entsetzen, krabbelte halb blind auf allen vieren in die Küche. Er robbte durch den Flur, schnappte nach der Klinke, fiel

aus der Tür die beiden Treppenstufen hinab zum Vorgarten, rappelte sich auf und stolperte weiterhin tropfend zu seinem Fahrrad. Aber er stieg nicht drauf und radelte los, sondern kramte in seiner Jackentasche nach einem Papiertaschentuch. Er blinzelte zum Haus hinüber, wo hinter dem Küchenfenster eine Gestalt auftauchte. Leonard erkannte einen schmalen Kopf und schwarze Augen. Dann hob der hagere Mann in der Küche eine Hand und winkte ihm langsam.

Leonard zog das vollgerotzte Papiertuch aus der Jacke und drückte es sich gegen die Nase. Dann winkte er ebenso langsam zurück und wog im Kopf ab, ob er noch einmal zurückgehen sollte oder flüchten. Seine Furcht befahl ihm den Rückzug. Nicht noch ein einziges Mal wollte er in dieses gruselige Staubhaus, nie wieder. Der Alte sollte dort vermodern oder winken oder schreien, Leonard war das egal, Hauptsache, er hatte diesen Tag überlebt.

Dann bemerkte er, dass seine Hose feucht war. Ob vorne oder unten oder hinten konnte er nicht sagen, ohne hinzufassen. Entweder hatte er sich eingenässt oder Schlimmeres. Womit klar war, dass er nicht zurück ins Haus konnte, wo immer noch der schmale alte Mann am Fenster stand. Wenigstens hatte er mit der Winkerei aufgehört und starrte nur noch.

Leonard fuhr heim, rannte zur Haustür, die er sonst nie benutzte, schloss die Tür auf und lief die Treppe hoch in sein Zimmer. Er warf sich aufs Bett und weinte, wobei er Rotz und Tränen und Blut auf seine Decke schmierte. Dann zog er die Hosen aus und analysierte die Spuren. Es war beides.

Auch knapp sechzehn Jahre nachdem er von zu Hause ausgezogen ist, gelingt es Leonard nicht, ein Rätsel zu lösen, das sich bei jedem Besuch erneut stellt: Warum schmeckt der Kaffee bei seinen Eltern so gut? In ihrer Küche steht eine vergilbte Krups, ein blubberndes Artefakt, in welches man einen runden Filter legt. Warum schmeckt das? Warum ist Leonard in Berlin hingegen immer unzufrieden mit dem Kaffee? Er besitzt eine teure italienische Espresso-Maschine. Nicht so einen Vollautomatenschrott. Und Bohnen aus einer Rösterei am Prenzlauer Berg, die er wegen der schönen Tüte kauft. Aber dann ist der Kaffee nicht nussig genug, hat keine Crema, keine Substanz, schmeckt bisweilen regelrecht sauer oder flach. Und bei seinen Eltern? Verlässlicher Aromakaffee seit vierzig Jahren. So alt ist die Maschine. Älter als Leonard.

Sein Vater liest zum Frühstück die *Westdeutsche Zeitung* und kommentiert die Kommentare. Dabei isst er Brötchen mit Marmelade. Ohne Butter. Das schmeckt zwar nicht besonders, aber er sieht nicht ein, dass die Butter so teuer ist. Dann eben keine, er sei ja nicht blöd. Außerdem sei bereits Zucker in der Marmelade, da müsse man der Gesundheit nicht noch mit der Butter den Rest geben. Es ist ein ärmliches Frühstück, findet Leonard. Und so schrumpft der Mausemann bei ihm wieder ein paar Millimeter. Alles, was an ihm früher groß war, die Haltung, die Prinzipien, die eisernen Gewohnheiten, schrumpelt nun mit jeder Minute,

die Leonard in seinem Elternhaus verbringt, weiter zu einem Zwergenleben zusammen. Er wehrt sich dagegen, er will seinen Vater achten, aber es fällt ihm so schwer. Da bleibt ihm nur noch eine stumpfe Kinderliebe, die er nicht rechtfertigen muss, verbunden mit dem Gedanken, dass Beck senior ein harmloser kleiner Pensionär ist. Er tut niemandem was, hat er nie. Leonard kann sich nicht daran erinnern, jemals auch nur eine Ohrfeige von ihm kassiert zu haben. Sein Vater war schon früher kein Brüller und Inquisitor, und Strafen fielen in der Regel so milde aus, dass Leonard keinen Grund hatte, sich davor zu fürchten. Das ist ja immerhin etwas, denkt Leonard.

Er hat über die Jahre in der Schule, im Studium und später von Freunden und Kollegen ganz andere Geschichten gehört. Überall sind die Rucksäcke groß und schwer. Sie werden ein Leben lang getragen und an die eigenen Kinder weitergegeben, damit sie sie schleppen können, sobald sie alt genug dafür sind. Leonard macht seinen eigenen Rucksack nicht auf, damit ist er gut gefahren, denkt er jedenfalls. Er möchte gar nicht so genau wissen, was sein Vater ihm da hineingelegt hat an Ballast. Er spürt ihn zwar, aber er erkundet ihn nicht. Wer weiß, wohin er da geraten würde. Ihm reicht der Befund, dass sein Vater kein großer Abenteurer ist und er selbst auch nicht. Na und?

Als er in den Keller kommt, arbeitet seine Mutter schon seit einer Stunde. Er setzt sich ihr gegenüber und schaut zu. Wie routiniert sie näht. Wie die Nadel unbeirrbar Zickzacknähte in den Stoff tackert. Wie der kleine Motor Saum um Saum und Naht um Naht bewandert. Unaufhörlich und unbeschreiblich beruhigend. Fand er schon immer. Für ihn ist

seine Mutter selbst eine Nähmaschine. Eine Nähmaschine an einer Nähmaschine. Dann nimmt er zwei Fingerhüte und steckt sie auf seine Zeigefinger. Früher hat er diese Finger-menschen dann lange Dialoge sprechen lassen. Und seine Mutter hat dabei genäht und gelächelt, wenn er etwas Komisches sagte. Mit der Zeit hatte er raus, was sie lustig fand, und er baute die Dramaturgie seiner kleinen Fingerhut-Szenen immer weiter aus. Und der idiotische Intendant im Theater wirft ihm vor, er sei zu publikumsorientiert. Was für ein Armleuchter. Was kann es Besseres geben, als dafür zu sorgen, dass Menschen sich wohlfühlen.

»Du warst gestern noch beim Haus, oder?«, fragt sie und schiebt den Stoff unter die Nadel.

»Ja, die Tür war sogar auf, aber ich bin nicht reingegangen. Es war mir zu dunkel.«

»Und bist du jetzt interessiert oder nicht?«, fragt sie. Etwas an ihrer Neugier stört ihn.

»Ach, was soll ich denn mit der Bude. Es hängen auch nicht die besten Erinnerungen dran.«

»Papa und ich dachten nur, das könnte doch schön sein. Du wärest einfach wieder in der Nähe, und du könntest endlich eine Familie gründen.«

Sie sagt das so beiläufig und leise, als sei es ihr gar nicht wichtig. Aber er denkt: Daher weht der Wind. Jetzt gleich wird sie nach Melanie fragen.

»Was ist eigentlich mit Melanie?«

»Nichts. Weißt du doch. Das ist doch auch schon Jahre her. Wahrscheinlich ist sie inzwischen verheiratet und hat drei Kinder.«

Er klappert mit den Fingerhüten herum. »Warum ist es eigentlich so wichtig, dass ich eine Familie gründe?«

»Ist es ja gar nicht«, sagt sie und ruckelt den Stoff zurecht. »Aber langsam wirst du zu alt dafür. Sechsunddreißig. Als ich in dem Alter war, bist du schon aufs Gymnasium gekommen.«

Leonard findet, dass das Gespräch eine ungute Entwicklung nimmt. Vielleicht ist das der Grund, dass er so selten sein Elternhaus besucht. Er mag nicht darüber sprechen, Familie ist für ihn kein Thema, es wird auch keines mehr.

»Das Haus ist gar nicht so teuer«, sagt er. »Man kann etwas daraus machen. Aber es war früher schon alt. Der Mann hat auch nie gelüftet.« Der Gedanke daran wirft die Frage auf, wie es jetzt wohl darin riecht.

»Also wirst du es dir ansehen? Wann warst du das letzte Mal dort? Wie lange ist das her?«

»Sechzehn Jahre, Pi mal Daumen.«

»Hast du noch mal was von deinen Kollegen gehört? Wie hießen die noch?«

»Patrick und Ari.«

»Richtig«, sagt sie versonnen. »Und? Hast du?«

»Nein«, sagt Leonard und streift die Fingerhütchen ab. »Keine Ahnung, was aus denen geworden ist.«

»Vielleicht wohnen sie ja noch hier.«

»Kann sein«, sagt er, und bei dem Gedanken wird er neugierig. Wenn sie noch da sind, haben sie vielleicht mitbekommen, dass das Haus zum Verkauf steht.

»Der Zivildienst war nicht immer einfach für dich«, sagt sie und sucht in ihrem Fundus nach dem richtigen Knopf für die Hose.

Das kannst du laut sagen, denkt er.

Schon die Verweigerung fiel ihm schwer, weil es ihm nicht gegeben war, laut für sich einzutreten. Sein Vater hatte ihm schon als kleinem Jungen eingeschärft, dass es immer besser sei, sich nicht zu äußern, als durch Blödsinn aufzufallen. Wobei er Blödsinn nicht weiter definierte. Das führte Leonard zu dem Schluss, dass wahrscheinlich alles, was man als Kind sagen konnte, Blödsinn war. Er vermied nach Möglichkeit, seine Meinung zu sagen, es sei denn, er wurde darum gebeten, was selten geschah. Doch dann sprach er es gleich bei der Musterung aus: »Ich möchte noch sagen, dass ich hiermit verweigere.« Das hatte er sich seit dem Aufstehen vorgesagt und äußerte es schließlich pochenden Herzens, als ihm seine Dienstauglichkeit nach einer mitleidlosen und zum Glück kurzen Untersuchung verkündet wurde. Ein übel gelaunter Bundeswehr-Vertreter nahm die zaghafte, aber unmissverständliche Äußerung zur Kenntnis und brummte ihn an, dass diese Verweigerung schriftlich zu erfolgen habe. Also schrieb Leonard an die zuständige Stelle, dass er gemäß des Artikels 4, Absatz 3, Satz 1 des Grundgesetzes den Dienst an der Waffe verweigere, und begründete dies unter Zuhilfenahme von Textbausteinen, die sich leicht im Internet finden ließen und weitgehend von Pazifismus und christlicher Nächstenliebe sowie der Sinnhaftigkeit des Zivildienstes handelten. Er wünschte sich eine Stelle im mobilen Hilfsdienst seines Wohnortes, weil es für ihn bedeutete, dass er als Heimschläfer nicht Hunderte von Kilometern entfernt in einem Achtbettzimmer übernachten musste.

Die Gewissensprüfung, bei der man rhetorisch geschulten Verhörprofis gegenüber glaubhaft machen musste, dass man tatsächlich auch dann friedliebend blieb, wenn man

mit seiner Freundin in einem dunklen Wald spazieren ging und von blutdürstigen und absurd aufgegeilten Sowjet-Soldaten überfallen wurde, war längst ein Mythos. Wenige Wochen nach seinem Schriftsatz erfolgte die Anerkennung als Wehrdienstverweigerer.

Bevor Leonard seine Aufgabe begann, musste er auf die Zivildienstschule. Das hatte ihm vorher niemand gesagt, und es machte ihn unglücklich. Immerhin hatte er den Wehrdienst auch deshalb verweigert, weil ihn die Vorstellung, mit einer Horde besoffener männlicher Spinner über Monate eingesperrt zu sein, verunsicherte.

Doch es gab dann für ihn und die anderen Jungen, die ihren Ersatzdienst in der mobilen Hilfe ableisteten, auch so eine Art Grundausbildung. Über Wochen fuhr Leonard dafür an den Rand des Sauerlands und lernte dort, wie man Böden wischt (eben nicht nass, sondern nur nebelfeucht, wie man im Fachjargon sagte), wie man Betten faltenfrei bezog und Kartoffeln kochte. Er teilte ein Zimmer mit einem Kölner namens Burki, der Dreadlocks hatte und stundenlange Vorträge über den idealen Staat unter der Leitung von weisen Rastafari hielt, und einem irritierenden Christen namens Gerrit, der die meiste Zeit entrückt vor sich hin flüsterte.

In seinem Einberufungsschreiben stand, dass er sich am letzten Montag im Oktober bei seiner Dienststelle melden musste. Er wusste, wo das war. Der mobile Hilfsdienst in seiner Kleinstadt unterhielt ein Ladenbüro in einer in die Jahre gekommenen Geschäftszeile zwischen einem Optiker und einem Reisebüro. Dann kam der Ortsverband der SPD und dann eine Eisdiele.

Von außen konnte man nicht sehen, wie es in der Geschäfts-

stelle der mobilen Hilfe aussah, weil hinter dem Schaufenster ein schmutziger alter Lamellenvorhang hing, der kaum jemals geöffnet wurde und noch aus der Zeit stammte, als die Räume von einem Versicherungsmakler genutzt worden waren. Auf der Scheibe klebten das Logo des Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverbandes und eine Telefonnummer, sowie die Adresse der regionalen Homepage, die ein rühriger Zivi vor Jahren eingerichtet hatte und die seitdem nicht mehr gepflegt worden war.

Leonard traf pünktlich um neun Uhr ein. Als er die Tür öffnete, sagte ein Bursche mit schwarzen Locken: »Wo warst du nur? Ich habe so lange auf dich gewartet!«

»Bin ich zu spät?«, fragte Leonard unsicher und dachte sofort, dass er möglicherweise schon um acht Uhr hätte da sein müssen.

»Lass dich nicht verarschen«, sagte der andere Junge und erhob sich. »Das ist hier so eine Art Running Gag.« Er kannte ihn von der Schule. Patrick hatte im Jahr zuvor Abitur gemacht und galt als bester Gitarrist, den die Schule je hervorgebracht hatte. Alle bewunderten ihn. Für Leonard war Patrick genau so, wie man sich einen Star vorstellte. Oder einen, der ein Star werden konnte. Er sah gut aus, er bewegte sich selbstbewusst, und er schien alles zu können und zu wissen, was man mit neunzehn oder zwanzig können oder wissen konnte. Es gab Geschichten über ihn, es hatte auch geheißsen, dass er in London mit Damon Albarn Musik aufnahm und ein geheim gehaltenes Mitglied der Gorillaz sei. Aber das hatte Leonard nicht geglaubt. London schon, aber nicht die Gorillaz. Und nun saß Patrick einfach hier rum, und sie waren Kollegen.

»Ich bin Patrick«, sagte Patrick und gab Leonard die

Hand, auch wenn er natürlich wusste, dass Leonard wusste, wer er war. »Und das ist Ari.«

»Aristeas«, sagte der. »A-ris-te-as. Aber so viel Eleganz hält diese Niederrhein-Kartoffel nicht aus.«

»Sagt der Junior von der Pommesbude«, sagte Patrick.

»Das ist keine Pommesbude. Das ist ein griechisches Spezialitätenrestaurant.«

Aristeas stand auf und gab Leonard ebenfalls die Hand. Der Grieche kam ihm vor wie ein Riese, wenn auch wie ein sanftmütiger. Die braunen Augen unter den dichten Brauen sahen beruhigend aus. Es war nicht damit zu rechnen, dass hier ähnlich gewalttätige Einführungsrituale vollzogen wurden wie in Internaten oder Kasernen. Dennoch war Leonard bewusst, dass auch unter Wehrdienstverweigerern eine gewisse Hierarchie bestand. Er war hier der jüngste, kleinste und schwächste. Patrick genoss zudem eine gewisse Lokalprominenz, und Aristeas schien zumindest schlagfertig, wahrscheinlich auch klug zu sein. Und beide waren schon eine Weile im Dienst.

»Und wie geht's jetzt weiter?«, fragte Leonard.

»Erst mal vielleicht, indem du uns sagst, wer du bist«, sagte Patrick etwas gönnerhaft.

»Ach so. Leonard. Ich fange hier heute an.« Leonard zog den Reißverschluss seiner Jacke runter, mehr als Übersprungshandlung, denn er wollte die Jacke gar nicht ausziehen.

»Willst du einen Kaffee?«, fragte Ari und machte sich daran, einen einzuschenken. Der Becher war uralt und verfärbt und stammte von der Sparkasse gegenüber. Leonard hatte gerade erst damit begonnen, Kaffee zu trinken. Bis vor ein paar Monaten war ihm das zu bitter gewesen, dann hatte